

voten Streifens, der sich langsam im Osten auszubreiten begann. Sie schritten wortlos dem Tore zu. Warum auch antworten? Was tat es ihnen, daß sie aus diesem Paradies vertrieben wurden? Sie hatten ja einander und eine neue Welt vor sich, die sie gemeinsam erobern sollten.

* Zu dem Altnürnberger Faschingsleben.†)

I.

Unglaublichkeit von Vulpius' Kuriositäten.

Von Dr. Emil Reicke.

Die anschaulichen Schilderungen der Karnevalserlebnisse des nürnbergischen Handelsdieners Ulrich Wirschung in Nr. 68 und 86 des „Fränkischen Kurier“ werden vielen unserer Leser eine angenehme Lektüre gewesen sein. Die wenigsten aber werden wohl gemerkt haben, daß sie dabei die Opfer einer Mystifikation geworden sind und auch der Herausgeber jener Artikel scheint kein Arg darin gefunden zu haben. Für denjenigen aber, der auch nur ein wenig mit Sitt- und Schrifttum jener Tage vertraut ist, kann darüber gar kein Zweifel sein, zumal wenn er es sich nicht verdrießen läßt, einigen tatsächlichen Angaben im einzelnen nachzugehen und sie auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Jene angeblichen Originalberichte des 16. Jahrhunderts sind enthalten in einem immerhin sehr merkwürdigen Buche, dem 10. Bande der „Kuriositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser.“ die in einer Folge von 10 Bänden in den Jahren 1811 bis 1825 zu Weimar herauskamen.^{*)} Ihr Herausgeber war kein anderer als der Schwager Goethes, Christian August Vulpius, der einst so vielgenannte, ja berühmte Verfasser des romantischen Räuberromanes „Rinaldo Rinaldini.“ Geboren am 23. Januar 1762 in Weimar, war er, wie es scheint, sowohl der Not gehorchend wie dem eigenen Triebe, schon frühzeitig mit schriftstellerischen Arbeiten hervorgetreten, wenn es ihm, wie Goethe schreibt, auch oft sauer genug wurde, „auf eine solche Weise sich und einige Geschwister zu unterhalten.“ Während Goethes Abwesenheit in Italien (1786—1788), „verlor er jede Unterstützung“ und ward Sekretär bei dem übrigens vielseitig gebildeten Grafen Julius von Soden, markgräflich brandenburgischen, später königlich preussischen Gesandten beim Fränkischen Kreise in Nürnberg, der ihn — wiederum Worte Goethes — „als ein echter Hühners behandelte“ und ihm nur den Abschied gab, „weil ein anderer für weniger Geld noch mehr Arbeit im Hause übernehmen wollte.“ Goethe, dessen Menschenfreundlichkeit so mancher Hilfsbedürftige nicht vergebens anrief, nahm sich auch seines Schwagers redlich an, der sich denn auch schlecht und recht in allerlei literarischen Stellungen bei einem Buchhändler, als Dramaturg u. s. w. in Erlangen, Leipzig, Weimar zu ernähren mußte und endlich in letzterer Stadt im Jahre 1805 zum Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek ernannt wurde, auf der er schon vorher als Registrator und Sekretär gearbeitet hatte. Im Jahre 1816 wurde er großherzoglicher Rat. Die letzten Jahre seines Lebens wegen Krankheit in den Ruhestand getreten, starb er am 25. Juni 1827 in seiner Vaterstadt.

Die zehn Bände des obengenannten langtiteligen Werkes zeugen nun ohne Zweifel von großem Fleiß und Sammellese. Man findet darin eine große Menge in versteckten Handschriften und seltenen Büchern enthaltene historische Materials, das von so manchem Bearbeiter insbesondere der Kulturgeschichte gewiß mit Recht herangezogen wurde und wohl auch in Zukunft benötigt werden wird. Indes, wer dies bisher noch nicht getan hat, wird wohl gut tun, dem Buche fernerehin mit dem größten Misstrauen entgegenzutreten und nur das, was er anderswo aus glaubwürdigen Quellen bezeugt findet, als sicher hinzunehmen. Dabei erscheint es zunächst zweifelhaft, ob Vulpius wirklich andere zu täuschen versuchte oder selber der Dünnperte gewesen ist. Die Vorrede des 1. Bandes, ein „Wort an die Leser“ im 3. lassen eine Unredlichkeit nicht vermuten. Vulpius, der übrigens noch seine Mitarbeiter hatte, erscheint darin als ein ganz ernst zu nehmender, höchstens mit einem gewissen Hang zum Sensationellen behafteter Geschichtsforscher, oder sagen wir lieber Kompilator. Es kann, zumal an dieser Stelle, nicht meine Aufgabe sein, die größere oder geringere Wahrhaftigkeit seiner anderen Nachrichten zu prüfen, mir soll es genügen, hier die völlige Unglaublichkeit jener beiden aus Nürnberg stammenden Faschings-Schilderungen nachzuweisen, wovon ja ein jeder, der Vulpius benutzen will, seine Schlüsse ziehen kann.

Schon das Vorhandensein solcher Schilderungen an und für sich wäre im höchsten Grade auffallend. Nicht sowohl, weil uns derartige Aufzeichnungen von Deutschen des 16. Jahrhunderts gänzlich fehlten — ein Blick in Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ würde uns eines derselben belehren —, sondern weil sonst von all den zahlreichen Forschern in Nürnberg's urkundlichen und handschriftlichen Schätzen, die es seit etwa der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

gegeben hat, keine, auch nicht die geringste Andeutung über eine solche wertvolle kulturhistorische Quelle gemacht worden ist. Ja, wenn wir solche lebensvolle Schilderungen aus jener fernsten Nürnberger Vorzeit besäßen, wir wären froh. Aber was uns die alten Nürnberger Patrizier und Kaufleute an Geheim- und Tagebüchern und sonstigen Privataufzeichnungen hinterlassen haben, ist durchweg so erstaunlich nüchternen Art, beschränkt sich zu allermeist auf trockene Notizen über Haushaltungs- und andere Ausgaben, daß wir von vornherein wenigstens dem doch noch jungen, allerdings aus Augsburg stammenden Handelsbesessenen Ulrich Wirschung auch nicht mehr vertrauen möchten. Von etwas mehr Farbe, zum Teil sogar gemüthlich sehr anziehend, sind die allerdings, wie es scheint — falls nicht die Familienarchivare der Patrizier noch eine unverhoffte Ausbeute gewähren sollten — nur sehr geringen Reste von Privatbriefen aus jenen frühen Zeiten, von denen wir übrigens bei dieser Gelegenheit auf den hier auffallend unbeachtet gebliebenen, von Georg Steinhäuser herausgegebenen Briefwechsel Balthasar Baumgartners des Jüngern mit seiner Gattin Magdalena (1582—1598) hinweisen möchten.^{*)}

Allerdings soll Wirschung wenigstens über seine Nürnberger Faschingserlebnisse keine eigentlichen Privataufzeichnungen hinterlassen, sondern dieselben größtenteils in Versen in der Meisterfingermanier hinterlassen haben, die — ein sehr bedenklicher Umstand —, „durchaus nicht, so wie sie waren, zum Abdruck geeignet“ gewesen sein sollen und deshalb vom Herrn Vulpius einer Umarbeitung unterzogen wurden. Solche poetische Beschreibungen merkwürdiger Dinge oder Ereignisse oder Gebräuche in Nürnberg hat es ja nun allerdings gegeben. Ich möchte dafür an den „kurzweiligen Spruch von Ordnung der Schützen zu Nürnberg“, ein im Jahre 1532 im Druck erschienenes Gedicht in der Weise des Hans Sachs von dem Messerschmied Lorenz Stilkirch erinnern, dessen Inhalt ich in meinem Aufsatz „Geschichtliches über das Schützenwesen, insbesondere im reichsstädtischen Nürnberg“ erzählt habe.^{**)} Aber man vergleiche nur die derb urwüchsigsten kurzen Reimpaare jenes echten alten Spruchs mit den so unverfälscht im Stile romantisch angehauchter Biedermaier zusammengestoppelten Versen, die uns Vulpius, wenn auch ein wenig umgemodelt, als Originaldichtungen eines süddeutschen Kaufmanns des 16. Jahrhunderts zu verkosten gibt.

Trarah, trarah, trarah,
Der wilde Schatz ist da;
Kömmt ihr ein Feiner nah,
Den sie sich gern erschah,
Führt sie ihn fort. Trarah!

Man wird an den Freischütz erinnert. Wer, einmal darauf aufmerksam geworden, da nicht die Wache herausfährt, hat von der Poesie jener Tage keine Ahnung.

Wie diese Verse, so ist der ganze Stil jener Schilderungen kein natürlicher, worauf wir hier im einzelnen nicht eingehen können. Und wie der Stil, so die Personen, die uns darin entgegenreten. Der alte Viatis, der seine Kommiss freundlich aufmuntert, noch recht fleißig vorzuarbeiten, damit sie sich um so leichteren Herzens austoben können in der Fastnacht, der junge Wirschung, der das Döchterchen seines Prinzipals pouffiert und gleich am ersten Tage, nachdem er in Geschäften nach Venedig gekommen, mit der Tochter des venetianischen Geschäftsfreundes seines Hauses anbandelt, das sind alles so sichtbar und gar nicht einmal mit besonderem Geschick erfundene Romanfiguren, daß es sich nicht lohnt, über ihre Unglaubhaftigkeit noch viel Worte zu verlieren. Dabei legt der junge Mann zum ersten Mal in Italien, plötzlich eine ganz erstaunliche Fertigkeit im Italienischen an den Tag — oder hat die Liebe die Venetianerin so schnell Deutsch gelehrt? Jedenfalls unterhalten sich beide aufs beste. Ein italienisches Poem überseht Wirschung, als ob er einen Kurjus bei A. W. Schlegel genommen hätte.

Haus- und Landwirtschaftliches.

* (Spazientenzwiebeln), welche auf Treibgläsern zur Blüte gebracht wurden, können, wie der „Prakt. Wegweiser“ Würzburg schreibt, nicht wieder verwendet werden; am besten wirft man sie fort. Sie sind so erschöpft, daß die Weiterkultur zwecklos wäre. Nur in ganz seltenen Fällen kommen sie im nächsten Jahre noch einmal zur Blüte, die zudem recht unscheinbar ausfällt.

* (Das Umknicken der Blütenstengel bei Tulpen) ist eine eigentümliche Krankheitserscheinung, die, so schreibt der „Prakt. Wegweiser“ Würzburg, in der letzten Zeit nicht selten beobachtet worden ist. Wenn auch die befallenen Exemplare anscheinend gesund sind, so zeigt sich doch die Neigung zum Verknicken der Blütenstängel darin, daß sich die Blüten über Tag wenig oder gar nicht öffnen. Pflanzenphysiologische Untersuchungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß nach einem vorausgehenden nasskalten Sommer die Zwiebeln zu viel Reservestoffe angeammelt haben, so daß sie während des zu kurzen Zwischenraums zwischen dem Blühen und der neuen Vegetationsperiode nicht hinänglich Zeit hatten, jene Stoffe durch Neubildungen zu lösen und dem Stengel zuzuführen. Insbesondere bei sehr frühem Treiben kann sich zwar der Stengel in normaler Weise aufrichten, allein er bringt nur ein dünnwandiges Hautgewebe hervor, während

*) Er erschien 1895 als die 204. Publikation des literarischen Vereins in Stuttgart.

**) Führer durch Nürnberg anlässlich des 12. Deutschen Bundes-schießens. Nürnberg, W. Tümmel, 1897. Anhang S. 44 ff.

†) Nachdruck verboten.

*) Das interessante Werk befindet sich in der Bibliothek des Germanischen Museums.

seiner Blindheit. Es verging fast ein Jahr. Schon sprach Falke davon, wieder eine Gastwirtschaft zu übernehmen. Aber da hatte sie ihn erschrocken angesehen. Wirtsfrau? Unmöglich! Das könne er nicht von ihr verlangen. Hätte sie das gewußt, dann hätte sie ihn nicht geheiratet. Und dann sprach er nicht mehr davon.

Heute hatte er wieder einmal Nachtdienst. Ueberdies wurde noch gegen Abend der eine Kellner in dringender Sache nach Hause gerufen. Der Abgerufene hat Falke, seine wenigen Gäste mit zu übernehmen. Vor allem in Nr. 3, die beiden Leute empfahl er seiner ganz besonderen Obhut. Der Herr pflegt etwas draufgehen zu lassen und knaufert nicht mit dem Trinkgeld. Der Kellner kannte ihn schon als alten Stammgast. Lachend versprach Falke, sich des eleganten Pärchens nach Kräften anzunehmen.

Fröhlich ging er an seine Arbeit. Da ertönte die Klingel aus Nr. 3. Dienstfertig flog Falke die Treppen empor. Nun riß er die Thür zu Nr. 3 auf; sein Blick huschte verstohlen über das kleine, elegante Zimmer, über die gedeckte Tafel, auf der die Ueberreste eines reichen Mahles, Rheinwein- und Sektflaschen in silbernen Eiskühlern umherstanden. Plötzlich sah er die Dame zusammenfahren, auf das Sofa zurücksinken und ihr Gesicht hinter dem Taschentuch verbergen. Sie war totenbleich geworden. Ihr Begleiter merkte nichts davon; denn er war beschäftigt, ein unter den Tisch gefallenes Briefchen aufzuheben.

Robert Falke hatte genug gesehen. Ihm war es plötzlich, als wäre das Blut in seinen Adern zu Eis erstarrt. Und er sah noch einmal hin. Nein, er täuschte sich nicht! Nur ein zweiter Blick. Er sah, wie über dem Taschentuch hinweg ihre Augen auf einen Augenblick sich schredensirr, als könnten sie das Ungeheure nicht fassen, auf ihn hefteten. Da rang sich ein gurgelnder Ton aus seiner Brust, und besinnungslos vor Aufregung stürzte er hinaus.

Eva! Seine Eva, der er alles geopfert! Er stand auf der Treppe, und um ihn drehte sich alles wie im Kreise. Dann flog er hinunter, rief in das Büffet hinein, daß er fort müsse und stürmte auf die Straße hinaus, geradewegs nach Hause. Die Wohnung war leer. Ein paar Stunden lang sah er brütend in seinem Zimmer und überdachte alles, wie es bisher gewesen war. Aber nichts da von Jörn oder Verachtung! Nur ein unendliches Weh, daß er sie nun verloren, und die jammervolle Erkenntnis, daß er weder Kraft noch Mut habe, sein Leben ohne sie weiter zu schleppen. Es war bereits früh am Morgen, als er die Wohnung wieder verließ. Daß sie jetzt die Furcht fernhielt, war ihm gewiß; und doch hätte er ihr kein hartes Wort gesagt. Als die Wogen des Tageslebens wieder zu branden begannen, fand man in den Anlagen den entseelten Körper Robert Falkes.

Mit Zittern und Zagen kam Eva am nächsten Vormittag nach Hause. Er würde sich wohl leicht versöhnen lassen; so meinte sie. Aber die Wohnung war leer, und das berührte sie unheimlich. Da sah sie auf ihrem Schreibtisch ein Blatt Papier liegen, das die Schriftzüge ihres Mannes trug. Sie las: „Liebe Eva! Ich will Dir keinen Vorwurf machen. Ich habe Dir nicht bieten können, wonach Du verlangtest, ich muß es tragen. Fürchte nichts von mir; ohne Schande sollst Du in der Welt dastehen. Leb wohl! Ich ziehe den Tod einem Leben ohne Deine Liebe vor. Denke zuweilen an den, der Dir alles geopfert hat. Niemand wird den wahren Grund dieses meines Schrittes erfahren. Leb wohl!“ Eva las mit stockendem Atem. Fast schien es, als wollte ihr Auge feucht werden, dann aber hob sich ihre Brust, als wäre sie von einer bangen Sorge befreit.

* Zu dem Altnürnberger Faschingsleben.

Unglaublichkeit von Vulpus' Kuriositäten.

Von Dr. Emil Reicke.

II.

Für diejenigen, die noch zweifeln, seien nun aber noch einige tatsächliche Unrichtigkeiten hervorgehoben, von der Art, daß ein Nürnberger des 16. Jahrhunderts und zumal ein Angestellter des Biatis sie unmöglich geschrieben haben kann. Wir kennen die Namen der Kinder des Biatis, der übrigens schon 1550, nicht erst 1558, wie Vulpus will, nach Nürnberg kam, ganz genau, weil er uns selbst Aufzeichnungen darüber hinterlassen hat, aber da ist kein Hieronymus, auch kein Elschen darunter. Einen Nürnberger Faschmarkt gibt und gab es auch nicht, wohl aber einen Leipziger; Vulpus, der in beiden Städten längere Zeit, aber offenbar nicht lange genug gelebt hat, hat das verwechselt. Daß 1588 — es kann auch etwas früher gewesen sein, das Jahr ist nicht genau zu ersehen — der Markgraf von Ansbach nach Nürnberg gekommen sei, ist ganz unwahrscheinlich, weil damals zwischen den beiden Nachbarn wieder gerade die heftigsten Irrungen statthatten. Allerdings noch naiver ist es, uns glauben machen zu wollen, daß der Bischof von Bamberg damals eine protestantische Stadt extra zum

Faschingszug besucht habe. Ebenso naiv ist es, von einem Volkamerschen Hause zu sprechen, von den Junkern Vöffelholz und Holzschuher und von dem fröhlichen Losunger Haller. Wollte man von einem Herrn Müller aus Deutschland oder von dem Schulzeischen Hause in Berlin sprechen, so wäre das nicht viel kindlicher, und einen Losunger Haller hat es um jene Zeit überhaupt nicht gegeben. Vulpus hat sich seine Arbeit offenbar nicht unnütz erschweren wollen. Auf einem schwarzen, wilden Rosse rettet Frau Holbe daher, die wilde Jägerin, und im Gefolge der Frau Venus gewahren wir gar das „arme Gretle, das in der Komödie der Dr. Faust entführte“. Was mag die alte Weimarer Erzellenz wohl gedacht haben, wenn sie solchen Unfönn vom lieben Schwager zu lesen bekam. Bekanntlich ist Gretchen eine Erfindung Goethes und trägt seinen Namen von der ersten Liebe des Dichters. Leider finde ich in dessen Tagebüchern nichts darüber. Unsere Auffassung über die Rollenbesetzung Hans Sachs'ischer Stücke werden wir aber doch ganz bedeutend corrigieren müssen, wenn wir lesen, daß als Frau Venus die „gar nicht gewiß unebene“ Tochter der Schlangenvirtin, die älteste Liebermannin, erschien, die oft bei den Komödianten die Judith, Esther und andere Parte darstellte. Bekanntlich wurden damals auch die Frauenrollen von Männern gegeben und erst zum Jahre 1653 hören wir zum erstenmal von einem Auftreten weiblicher Mitglieder auf der Nürnberger Bühne.* Den Ort der Niederlage der Marktgräßlichen kann Wirsching wohl verwechselt haben, weil er Poppentreuth statt Pilsentreuth schreibt, aber von einem marktgräßlichen Bären — Vulpus hat wohl an das Berliner Wappen gedacht — hat er sicher nie etwas gehört, und der Ausdruck burggräßlich statt marktgräßlich war damals gewiß schon längst verschwunden. Andererseits übten die „Ruffigen“, die Feuerarbeiter, insbesondere Rottschmiedesgesellen, damals noch nicht den terrorisierenden Einfluß aus, den sie sich in der letzten Zeit der Reichsstadt durch die Kraft ihrer Fäuste zu verschaffen gewußt hatten. Eine übel angebrachte Reminiszenz des Herrn Vulpus aus seinen Nürnberger Tagen. Der Pöckelhäring — aus dem pickelherr'ing der englischen Schaubühne entstanden — war 1588 gewiß noch eine ganz unpopuläre Figur in Nürnberg. Ob Ausdrücke wie „Eugelfuhre“ für ein im Faschingsstreiben aufziehendes Gefährt, „Hornaffen“ für Spitzwedden, „Studiermacher-gesellen“ für Studenten gerade für Nürnberg bezeugt sind, muß ich die Dialektforscher entscheiden lassen, aber von Pansflöten und Klittersprizgen hat man damals sicher noch nicht gesprochen. Nach einer Egidiantantorei wäre den Nürnbergern damals wie heute schwer gefallen, den Fremden zu weisen.

Nun noch eins. Faschingscherze, Mummereien hat es damals in Nürnberg ja gewiß gegeben. Statt aller anderen Zeugnisse will ich nur eine Stelle aus der in der Stadtbibliothek aufbewahrten Chronik des Hans Stard anführen, wonach der Rat am 13. Februar 1586 wegen eines großen Sterbens bei ernstlicher Strafe ein Verbot vom Rathaus „herabschreiben ließ“, daß „keiner vermumpt in der Stadt umbblaffen“ sollte. Desgleichen wurden „alle Faschnachtbüz, so die Handwerker als die Schreiner, Knappen (Zuchknappen, Tuchmachersgesellen), Messerer und dergleichen jährlich zu halten auf freien Gassen pfelegen, ihnen das herum gehn mit trumel und pfeiffen alles darnider gelegt, aber mit stillen Instrumenten in einem hauß, dörrften sie woll danhen“. Nur den Metzger wurde nach altem Herkommen ihr Tanz mit den Stadtpfeifern gestattet. Man sieht also aus dem Verbot, was die Regel war. Zum Jahre 1591 schreibt Stard: „Diese fasnacht ist bey nächtlicher weill die Mummerey gangen“. Eine andere Chronik setzt noch hinzu: „Und grosse spiel geschehen“. Es fanden also zur Faschnachtszeit — nicht allein, aber doch mit Vorliebe — allerlei festliche Aufzüge und Tänze von Handwerkern statt, die Plattner vollführten 1579 ein scherzhaftes Gesteck (Turnier) auf dem Hauptmarkt, die Schreiner „agierten“ in Kleibern aus Hobelspänen vor den Häusern der Herren Aeltern (der vornehmsten Ratspersonen) eine „Komödie, wobey der Bauer gehobelt wurde“, die Messerer hielten ihren Schwertertanz, die Metzger zogen, wie bekannt, wiederholt mit einer langen Wurst auf. Dabei mag bemerkt werden, daß häufig der Aschermittwoch, ja sogar der Donnerstag nach Faschnacht in die Faschingsfreude mit hineingezogen wurde. Und wie die Tänze und Aufzüge der Handwerker um Faschnacht etwas ganz Gewöhnliches waren, so auch die Aufführungen von Faschnachtspielen und Komödien, bei denen Hans Sachs und andere Meisterfinger wader mithalfen. Das Spielen wurde manchmal die ganzen Fasten über, ja bis zum weißen Sonntag (erster Sonntag nach Ostern) gestattet. Eine andere beliebte Lustbarkeit der Zeit, die Festschulen, Schautämpfe von Fechtern mit langen Schwertern u. i. w., vielfach auch von Handwerkern vorgeführt, erfreuten sich gleichfalls zur Faschnachtszeit besonderer Pflege. Also lustiges, vergnügliches Faschings-treiben genug damals, aber von solchen Aufzügen mit prunkvoll und

* Bei den „englischen Komödianten“. Vgl. Hampe, Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, XII, Heft, S. 299.

noch gewiß nicht ohne Aufwand herzurichtenden Wagen und ganzen Mastengruppen, wie etwa beim Turnerfestzug, ist in unserm Nürnberg seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nie die Rede. Genauer, seit dem Jahre 1539 nicht mehr. Damals — ein Ereignis, dessen die Chronikenschreiber nicht ohne Wehmut zu gedenken scheinen — lief der Schembart zum letztenmale. Bei den Umzügen der Schembartläufer pflegte eine sogenannte Hölle mitgeführt zu werden, ein Gefährt, in der Regel auf Schleißen gezogen, *) mit irgend einem lustigen Aufbau. Im Jahre 1539 stellte sie ein Schiff dar, worin ein Priester zwischen einem Doktor und einem Narren saß und statt des Meßbuchs ein Brettspiel in der Hand hatte. Der Priester aber sah dem Andreas Dsander, dem wegen seiner Hoffart und seines zelotischen Wesens sehr unbeliebenen, um die Einführung der Reformation in Nürnberg übrigens mit am meisten verdienten Prediger bei St. Lorenzen so ähnlich, daß jedermann ihn sogleich erkannte. Dsander beschwerte sich darüber beim Rat, und dieser fand für gut, den Schembart ein- für allemal zu verbieten.

Wer da weiß, mit welcher Liebe, meist mit sauber in Farben ausgeführten Bildern die alten Nürnberger in zahlreichen Handschriften uns ihren Schembart geschildert haben, der kann unmöglich glauben, daß solche umständliche Lustbarkeiten wie die von Wirsching geschilderten stattgefunden haben könnten, ohne daß sie in den gleichzeitigen Chroniken eine ebenso umständliche Beschreibung gefunden hätten. Man findet aber in den besten Chroniken jener Zeit — denn alle daraufhin durchzusehen, hielt ich nicht für nötig — keine, auch nicht die leiseste Andeutung davon. So ist hier der sonst nicht unbedenkliche Schluß e silentio vollauf gestattet.

Wie und wann das bunte Nürnberger Faschingstreiben sein Ende fand, können wir nicht sagen. Die Geistlichkeit war seit der Reformation stets sehr dagegen eingenommen, der Rat hatte schon im 16. Jahrhundert — abgesehen von dem Dsanderschen Fall — nicht selten Beschwerden der Geistlichkeit darüber anzuhören. Ihr völliges Ende dürften die Fastnachtslustbarkeiten aber wohl erst unter dem Einfluß des Pietismus im beginnenden und vielleicht mehr noch des Nationalismus im ausgehenden 18. Jahrhundert gefunden haben. Denn daß unser heutiger, wenn auch bescheidener, aber doch immerhin bewegter Faschingstrubel eine direkte Fortsetzung der alten Fastnachtslustbarkeiten sei, ist kaum anzunehmen, wenn man z. B. bedenkt, was man nicht vermutet, daß auch der reichbelebte Kölner Karneval erst den zwanziger-Jahren des 19. Jahrhunderts seine Entfaltung oder wenigstens seine Wiederbelebung verdankt. Man sollte kaum glauben, daß wir über diese Dinge so im ungewissen sind. Beim Thomastag liegt die Sache nicht anders. Man wird aufmerksam jede Spur in Briefen, Reisebeschreibungen usw. beachten müssen, um hier einmal zu etweller Klarheit zu gelangen.

Was nun noch einmal unsern Vulpianus betrifft, so glaube ich, daß er sich seine Beschreibung des Nürnberger Karnebals aus dem Jahre 1588 — die des Venediger, auf die ich hier nicht eingehe, erscheint vielleicht noch ungläubhafter — einfach aus den Fingern gesogen hat. Er schreibt, er hätte jenes kostbare Manuskript aus dem Matulaturmagazin eines Gewürzträmers gerettet. Ich behaupte, daß er keine, ja nicht die geringste auch nur andeutende Vorlage gehabt hat. Die Beschreibung des Karnebals in Venedig steht in dem letzten, die des nürnbergischen in dem vorletzten Heft des zehnten Bandes seiner Kuriositäten, also in den beiden Schlupfheften des ganzen Sammelwerks überhaupt. Da schreibt er nun im Schlupfheft: „Wie uns einige Leser und auch ein Paar Briefe gesagt haben, hat die Beschreibung der Fastnachtsfreuden der Vorzeit (1588) in Nürnberg, welche der lebenslustige Kaufmann Ulrich Wirsching gegeben hat und wir mitgeteilt haben, ganz wohlgefallen, wir können also hoffen, daß dessen Ausfahrt (nach Venedig), die wir aus seinem darüber geführten Tagebuche ausheben und bekannt machen wollen, auch nicht mißfallen wird. Wir geben sie also, wie wir dieselbe gefunden haben“ usw., nur etwas umgemodelt nach dem Geschnaact von 1825. Kann da noch ein Zweifel sein, daß Vulpianus, weil er sah, man fand Gefallen an seiner ersten Dichtung, nun noch schnell eine zweite dazu erfand? Es wäre sogar möglich, daß er anfangs gar nicht auf eine Täuschung ausging, sie wenigstens nachträglich widerrufen haben würde. Er betitelt nämlich seine vielleicht zuerst nur als freie kulturhistorische Schilderung gedachte Beschreibung in dem früheren Heft als einen „Schwank aus dem Fastnachtswesen in der Vorzeit zu Nürnberg“. Da er aber sah, daß die Sache einschlug, fuhr er munter fort mit seiner Geschichtsfälschung. Wer weiß, wozu sich die Phantastie des ledigen Mannes noch verstiegen hätte, wenn er nicht durch die Nachwirkungen eines Schlagflusses, der ihn schon 1824 getroffen, zur Untätigkeit verurteilt worden wäre.

Merkwürdig, daß gerade die nürnbergische Geschichte so gern zum Tummelplatz solcher Mystifikationsgelüste gemacht wurde. Nur wenige Jahre später, 1829, verfaßte der Königsberger Universitäts-

professor August Hagen, beiläufig der erste Lehrer der Kunstgeschichte an einer deutschen Hochschule, seine „Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts“, die das Publikum damals gleichfalls gründlich düpiert zu haben scheinen und die noch den Jörn des ehemaligen Stadthausarchivars Lochner erregten. Daß sie auch heute noch — und, wie mir scheint, mit Recht, ich wenigstens habe durch sie Nürnberg zuerst kennen und lieben gelernt — gern Leser finden, beweist die wohl noch nicht abgeschlossene Zahl ihrer wiederholten Auflagen.

Der Neuherausgeber der Vulpianischen Schilderungen im „Fränkischen Kurier“ mag sich übrigens trösten, daß auch noch andere und wohl gelehrtere Männer als er auf dessen Kuriositäten hineingefallen sind. Es ist eben bei Vulpianus Wahres mit Falschem vermischt. Manches, wie ich mich durch die Prüfung der sonstigen Beiträge zur nürnbergischen Geschichte habe überzeugen können, ist durchaus brauchbar, wenn auch dann in der Regel nicht neu. Im allgemeinen aber, das glaube ich gezeigt zu haben, wird man gut tun, hinter alles, was Vulpianus berichtet, zunächst ein dickes Fragezeichen zu machen und erst, wenn seine Quelle als echt befunden, seine Angaben zu verwerten.

Haus- und Landwirtschaftliches.

* (Pflege der Palmen.) „Meine Palmen gehen zu Grund, nachdem sie verpflanzt wurden!“ Wie oft hört man diese Klage im Frühjahr von se. le der Blumenliebhaber, ohne denselben einen bestimmten Rat geben zu können. Und doch lassen sich die verschiedenen Palmenarten, welche als herrliche Blattpflanzen unsere Zimmer schmücken, mit verhältnismäßig leichter Mühe sehr gut halten, wenn man ihnen die richtige Pflege zuteil werden läßt und ihnen den passenden Stand gibt. Bedingung zum guten Gedeihen ist ein Platz in der Nähe des Fensters, wo die Pflanzen genügend Licht erhalten — Sonnenchein ist weniger nötig, zuweilen oft nachteilig — und wo die Zimmertemperatur eine ziemlich gleichmäßige ist. Am zuzugenden sind 10 bis 15° R. Zugluft ist zu vermeiden, sonst aber ist die Zuführung von frischer Luft sehr wertvoll. Das Gießen geschieht regelmäßig und durchdringend; wo Unterzieher unter den Blumentöpfen stehen, da muß das überschüssige Wasser immer fortgegoßen werden; geschieht das nicht, dann ist es leicht möglich, daß die Erde versauert und die Pflanze dadurch kränkt. Defteres Ueberbrausen und Abwaschen der Blätter ist von großer Wichtigkeit, das erfrischt die Pflanzen und unterstützt die Atmung der Blätter. Das Abwaschen der Blätter soll allwöchentlich vorgenommen werden, dagegen kann man das Uebersprizen oder Betauen täglich vornehmen; an sehr warmen Tagen oder im geheizten Zimmer darf das sogar zweimal geschehen. Zum Gießen nimmt man abgestandenes Wasser, dem man, wenn die Palmen sich im Wachstum befinden, etwas Hornspänenwasser oder einen sonstigen Pflanzendünger in starker Verdünnung zusetzen kann. Das wäre so ziemlich alles, was hinsichtlich der Pflege zu beachten ist. Das Ansehen oder Verpflanzen erfordert allerdings die Beachtung einiger Bedingungen, von welchen das weitere Gedeihen abhängig ist. Der „Lehrmeister im Garten und Kleintierhof“, Leipzig, zeigt, wie die Folgen des fehlerhaften Vernehmens vermieden werden können durch bildliche Darstellung der wichtigen Handgriffe und ausführliche Beschreibung in einer Nummer, die der Verlag jedermann umsonst zur Verfügung stellt.

* (Zimmerkultur der Gurken.) Bei der Zimmerkultur der Gurken werden die Kerne, wie der „Prakt. Wegweiser“ Würzburg schreibt, einzeln in kleine Töpfe gelegt. Nach 3 Wochen verpflanzt man sie in große Töpfe, die hell und im gewärmten Zimmer aufzustellen sind. Bei mildem Wetter kommen sie hinaus. Sobald die Töpfe gut durchwurzelt sind, verpflanzt man die Gurken nochmals, dieses Mal in recht große Töpfe, deren Boden nach der obigen Anweisung der Pflanzlinge zweimal wöchentlich mit frischer Komposterde bedeckt wird. Es muß viel Dünger gegeben werden.

* (Das Schneiden der Ziersträucher.) In dem jetzigen Monat, wo die Tage wieder länger werden, muß auch der Gartenfreund wieder zur Säge und Schere greifen und seine Bäume und Sträucher beschneiden. Diese Arbeit wird sehr versch. eben ausgeführt, teilweise ganz zwecklos und unrichtig, so daß oft mehr verdorben als gutgemacht wird, vielfach aus Unkenntnis oder nicht genügender Ueberlegung. Kann man doch leider noch oft beobachten, wie solche unerfahrene Leute die Ziersträucher rund herum wie eine Hecke zuzuzen ohne Rücksicht darauf, daß sie viele Blüthenknospen weg schneiden und den Sträuchern ihren Charakter (Habitus) rauben. Denn die meisten Sträucher entsalten nur ihre wirkliche Schönheit, wenn man dieselben frei und ungezwungen wachsen läßt. Der Schnitt der Ziersträucher beschränkt sich daher meistens auf ein richtiges Ausprägen. Bei jüngeren Sträuchern gibt es meist wenig zu schneiden, man entfernt das trockene Holz und die äußeren weichen Spitzen sowie zu dicht stehende Schosse und läßt denselben nur eine beschränkte Zahl von kräftigen Zweigen, welche sich dann desto besser entwickeln. Bei größeren Sträuchern muß je nach dem Standorte, den sie haben, meist mehr beschnitten werden, weil viele Arten derselben so massenhaft Ausläufer entwickeln, daß die Gehölzgruppen unübersichtlich würden. Die Wurzelstöcklinge müssen dicht am Boden weggeschnitten werden bis auf einige der kräftigsten, welche man beibehält, um mit ihnen ältere, schadhafte Reste wieder ersetzen zu können. Ueberhaupt ist alles zu dicht stehende, verworrene und trockene Holz zu entfernen, damit sich alle Teile des Strauches frei bewegen können.

* (Obstbaumzucht.) Der Pfirsichbaum läßt sich in Deutschland nicht überall anpflanzen, weil der Winter zu kalt und die Witterung zur Zeit der Blüte zu unzuverlässig ist. Aus Amerika kommt nun die Nachricht, daß an den östlichen Abhängen des Colorado-birges in einem Klima, welches noch ungünstiger ist als das deutsche, eine Methode gefunden ist, die kälteliebenden Pfirsiche zu ernten. Spätröste im Frühling und strenge Kälte im Winter schädigten die Knospen. Da aber in den besseren Jahren ausnehmend schöne Früchte erzielt wurden, so ruhten die dortigen Obstzüchter nicht eher, bis sie für ihre Lieblinge den richtigen Winterschutz fanden. Ein gewisser W. B. Felton zu Canon City begann veruchsweise zwei seiner Pfirsichbäume niederzulegen. Sein Nachbar C. C. Richard

*) D. h. wohl wenn Schnee lag.